

vorherherein unterdrückt, wird diese neue Sittlichkeitsauffassung die Lehre und Kasuistik der überlieferten Moral nicht unberührt lassen können. Es ist wohl richtig, daß die alte Moraltheologie durchaus nicht so individualistisch war, wie man behauptete. So hat z. B. der Begriff der Gemeinwohlgerechtigkeit, den Pius XI. durch »Quadragesimo anno« einführte, keine eigentliche Ummwälzung im Lehrabschnitt des siebten Gebotes gebracht, weil die alten Theologen immer schon den römischen, individualistisch gefärbten Gerechtigkeitsbegriff durch Billigkeit und Nächstenliebe zu mildern trachteten. Aber ganz spurlos geht die *iustitia socialis* an den Lehrfäßen über Eigentums- und Vertragsrecht nicht vorüber, und wenn erst einmal auch mit ihren letzten Folgerungen in den Lehrbüchern Ernst gemacht ist – die Arbeit muß geleistet werden, ebenso wie sie unter ähnlichen Bedingungen im 15./16. Jahrhundert geschafft wurde –, dann wird sich das Antlitz des bisherigen Traktates *De iustitia et iure* gewandelt haben. Ähnliches, ja noch weit mehr müßte von der Gesamtmoral gelten, sofern der religiös-soziale Grundgedanke wie ein neuer Lebensstrom durch das Geäste und Gezweige der einzelnen Lehrabschnitte geleitet würde. Der Anfang ist gemacht, das Werk ist erst noch zu leisten.

So weist der Auftrag, den die katholische Moraltheologie heute empfängt, nach drei Richtungen: Verkündigungs-, Gnaden-, Gemeinschaftsmoral. Es sind zugleich die Ziele, denen alles neuere Geistesleben zustrebt: Ganzheit aus lebendig gestalteter Persönlichkeit, Ehrfurcht vor aller Wirklichkeit, Ausgleich von Individuum und Gemeinschaft. Der Gewinn an theologischer Vertiefung ist heute schon unverkennbar. Ob freilich die neuen Auffassungen schon sehr bald in die wissenschaftliche Moraldarstellung eindringen werden, ist nicht vorauszusehen; denn schließlich nimmt die Moral als kirchliche Wissenschaft doch auch teil an dem gemessenen Ewigkeits-Zeitmaß der Kirche, nicht zu ihrem Schaden. Auftrag des Heute ist es ja auch nur, lebendiger Weg ins Morgen zu sein.

Charles Péguy

Ein Wiederentdecker der Christenheit

Von Franz Hillig S.J.

Die Schulmeister konnten nicht ahnen, welche Welt sie dem Volksschüler aus Bauerngeschlecht aufboten, als sie ihn *rosa*, *rosae* lehrten, und die andern Worte der lateinischen Sprache und deren Abwandlung. Sie wußten selber nicht, zu welchen Blumengärten sie die Schlüssel bewahrten. Aber Charles Péguy trat nun ein in die Welt des antiken und humanistischen Geistes und des Geistes schlechthin. In vollen Zügen trank der Bauernjunge das Neue in sich hinein und kam nach Paris und an die Hochschule und kam sich vor wie ein Mensch, dem es zu Hause eng geworden ist, und dem das Heimatgestade in dem Grade versinkt, als er zur hohen See hinausfährt.

Was für Charles Péguy am Horizont verschwand, das war die alte Pfarrkirche von Saint-Aignan in Orléans, wo er im Jahre 1873 geboren worden war und seine Jugend verbracht hatte. Das war sein Kinderkatechismus. Das war ein Reiterstandbild mit der fahnentragenden Heldenin, die als »Jungfrau von Orléans« den Namen seiner Vaterstadt über die ganze Welt getragen hat (winkte sie ihm ein letztes Mal?). Und mit ihr versank das ganze alte Frankreich der Giebelhäuser und Kathedralen und Gebete wie ein Bilderbogen für Kinder. Bald wird Péguy seinen sozialistischen Freunden gestehen, daß all dieses Christliche spurlos an seiner Seele vorübergegangen ist. (So ehrlich können wir sein und uns dabei so gründlich über uns selber täuschen.)

Denn hinter dem Meer des Humanismus brandeten vor seinen Augen rot die Fahnen des Marxismus. Das Ufer war gefunden, an dem er anlegen konnte. Péguy kam aus dem Volk, und hier rief ihn das Volk. Nicht lange, und er wird der eifrige Vorkämpfer und Werber für die Partei, und schon bildet sich um ihn der Freundeskreis, der wohl wechseln, aber nie ihn verlassen wird. Péguy wird die legendäre Gestalt, wie die Brüder Tharaud sie in ihrem schönen Péguy-Buch geschildert haben: der gedrungene, breitschultrige Kamerad mit dem dunklen Umhang, die Füße in schweren Nagelschuhen, der unentwegt und unwiderstehlich für irgend einen Streik sammelt¹. Er hat so helle Augen und ein so junges Herz und einen so selbstverständlichen Idealismus: er könnte ein junger Franziskaner sein. Und wirklich ist sein Sozialismus, mehr als er ahnt, schon ein christlicher.

Péguy hat die leeren Zeitabschnitte gern von den schicksalsgefättigten geschichtlichen Stunden unterschieden, und es war seine Trauer, daß er nur immer den ersten begegnete. Da kam die Dreyfusaffäre und spaltete ganz Frankreich in zwei große Lager. Die historische Stunde war gekommen. Staatsräson und Gewissensfreiheit, Nationalismus und Menschlichkeit standen sich gegenüber. Péguy glaubte an die Unschuld des Hauptmanns. Ihn dem Staatsinteresse opfern, schien ihm ein Makel, der das ganze Volk für immer beflecke. Er sah alles in dieser großen Schau, die Straße, wo sich die Studenten mit Stöcken prügelten (er immer dabei), erschien ihm in einem höheren Licht: Die tragische Welt des Sophokles oder Corneille konnte nicht anders gewesen sein. Sein ganzes Wesen stand in Flammen, und seine Seele wuchs in ihr volles, hohes Maß. Es war ein Idealismus, der sich im Alltag bewährte: Aus Treue gegen den Freund, der ihm stirbt, heiratet er dessen Schwester. Er gibt das Studium auf und gründet ein unscheinbares, sozialistisches Verlagsunternehmen, die Librairie Georges Bellais (nach einem andern Freund so benannt). Kann man gründlicher zeigen, daß man bürgerliche Vorurteile überwunden hat? »Man muß nackt an das Ziel kommen«, hat Mussolini gesagt. »Das ist schön. Das gibt einem Kraft.« Bis an sein Ende wird Péguy der Entbehrung näher sein als dem Wohlstand.

Wer für eine große Sache so geglüht hat, wie er, der wird scharfsichtig für

¹ Jérôme et Jean Tharaud, »Notre cher Péguy«, 2 Bde. (Paris 1926).

jeden Verrat. Mit Empörung sah Péguy, wie unwürdig die Linke den Sieg ausnutzte, und seine Freunde nun dieselben Ungerechtigkeiten begingen, die sie angeblich bekämpft hatten, und in erster Linie ihren persönlichen Vorteil wahrnahmen. Sie hatten seine reine Leidenschaft mißbraucht. Er lernte die berühmte gewordene Unterscheidung zwischen dem »Mystiker«, der für eine Sache opfert, und dem »Politiker«, der von ihr profitiert; eine Unterscheidung, die weit über das Politische hinaus für sein Denken wichtig wurde, wie er überhaupt dem Wort »Mystik«, das er so gern gebraucht, eine neue Bedeutung gibt. Es ist bei ihm soviel wie die reine, lebendige Flamme und die geistige Schau, aus der sie sich nährt. – Im Namen der Freiheit und Gerechtigkeit wandte er sich gegen die kirchenfeindliche Politik derer, die er bislang für seine Freunde hielt, und ging selbständig seinen Weg weiter.

Es war mehr als eine Wende im Politischen. Mit dem Sozialismus verankerte sich auch die ganze ihm verwandte deterministische Wissenschaft, und das Auge Péguy wurde frei für ein neues Bild: er entdeckt Frankreich, das unendlich reiche Erbe seiner Väter. Es ist eigentlich keine »Rückkehr«. Er hat nie davon wissen wollen, daß man ihm eine Umkehr zuschrieb, und in der Tat ist es schwer, eine Kurve seiner Entwicklung zu zeichnen, so deutlich auch gewisse Einflüsse sind. Sein Leben ist wie ein Organismus, der sich zu seiner eigenen Form auswächst. Das Vätererbe steckte immer in seiner Seele, auch der Väterglaube war nicht tot. Mitten in der tradition française stehen die Heiligen und strecken ihm geschwisterlich die Hand entgegen, steht eine an ihrer Spitze und wird die Prophetin seines neuen Glaubens: Johanna.

Schon an der Hochschule barg der junge Sozialist auf dem Boden seines Koffers ein geheimnisvolles Manuskript, das ihren Namen trug. Instinktsicher witterten die Freunde Gefahr, als die Dichtung als erste Veröffentlichung der Librairie Bellais herauskam. Zwar hatte Péguy seine Heldin sozialistisch zu deuten gesucht und beim Quellenstudium die kirchlichen Richter so wenig lieben gelernt wie Bernanos, aber sein Sozialismus hatte das Beste aus der christlichen Bruderliebe, und Johanna rächte sich, indem sie ihm Auge und Herz erschloß für die alte und ewige Christenheit. Eine tiefe Umgestaltung geht mit Péguy vor sich. Mit Joseph Lotte und Maritain und bald auch Pfichari stößt er zum christlichen Glauben vor.

Hier muß ein anderer Name genannt werden: Bergson. Péguy ist früh sein Schüler gewesen und verdankt seiner Philosophie Entscheidendes. Bergson seinerseits gesteht, daß ihn nie einer so verstanden habe wie Charles Péguy. Wird christliche Philosophie auch immer ernste Bedenken gegen manche Anschauungen des Bergsonismus behalten, es darf ihm nicht vergessen werden, daß er um die Jahrhundertwende für ungezählte junge Menschen die Mauern des Positivismus und Materialismus gesprengt und den Weg frei gemacht hat zum tiefen und echten Atmen der Seele – und damit für viele zum Glauben. Man kann vom Bergsonismus sagen, was Péguy über den Cartesianismus geschrieben hat: Seine Größe ist nicht der Sieg, sondern die Schlacht. Er schenkt nicht das Ziel,

sondern den Aufbruch². Wenn Péguy in die christliche Welt hinein aufbrach, dann nicht ohne Bergsons Verdienst. Aber es geschah auch nicht ohne dessen Schuld, daß er so lange mit dem letzten Schritt zögerte.

Denn wenn Péguy nun auch glaubte und betete wie einst in Saint-Aignan, und wenn sein dichterisches Werk ein tief christliches wurde, so stellte er sich doch selber noch nicht unter die betende und opfernde Gemeinde und schloß sich vom Opfermahl aus, obwohl ihn heftig danach verlangte.

Das ist das Tragische am »Fall Péguy«, wie ihn Karl Pfleger zum Gegenstand einer ganzen Studie gemacht hat³. Es erübrigt sich also, ausführlich davon zu handeln – und es ist das auch immer ein etwas peinliches Unterfangen. Die Erklärungsversuche gehen auseinander. Man wird am besten mit dem sehr zuständigen Léonce de Grandmaison die verschiedenen Momente zusammennehmen⁴. Er sieht die Grundhemmung Péguy's darin, daß er wohl Christus in seiner Kirche ungeteilt anhing (denn niemand kommt zum Vater außer durch Ihn. – Matth. 11, 27), aber von der »Mystik« der Kirche, die er annahm, ihre »Politik« unterschied, die ihn zurückstieß. Hier kommt seine Unterscheidung wieder. Er versteht unter »Politik« das Juristische, Formale, erst im Lauf der Zeit Ausgeformte und, wie ihm schien, Komplizierte. Warum blieb man nicht einfach bei dem Kinderkatechismus, den er von klein auf auswendig konnte, und der so schlicht und plastisch war? »Im Katechismus von Orléans gab es den lieben Gott, die Erschaffung der Welt, die biblische Geschichte, die Allerheiligste Jungfrau, die Engel und die Heiligen, den Kalender, die Hauptfeste, das Gebet und die Sakramente, die Tugenden, das Apostolische Glaubensbekenntnis, die letzten Dinge des Menschen und die Hauptsünden. Aber vom Index stand nichts drin!«⁵ Und doch mußte er, daß auch der Katholizismus des hl. Ludwig und der Johanna ein Katholizismus der Autorität gewesen war, und lehnte er den Protestantismus ab, schon weil er seinem liebsten Dogma entgegenstand, dem der Gemeinschaft der Heiligen.

Von der Philosophie Bergsons her kam das eiferfüchtige Wachen über das frische, spontane Quellen seiner schöpferischen Anlage – vom Dogma selbst die Annahme der ewigen Verdammnis. Sein Sohn Marcel und Karl Pfleger sehen hier die entscheidende Schwierigkeit. Tatsächlich hat er in der sozialistischen Zeit sich zum Anwalt der Verdammten des Jenseits und des Diesseits machen wollen und auch in seiner späteren Dichtung noch erschütternd von dem Leiden der Verlorenen gesprochen, das allein in Ewigkeit ohne Frucht bleibe.

Noch wichtiger aber, wenn nicht entscheidend, waren persönliche Fragen: Er war nicht kirchlich getraut und, die Kinder nicht getauft – und es scheint auch noch eine andere persönliche Bindung bestanden zu haben. Bei der zartfühlenden Scheu, die Péguy vor Beeinflussung anderer Menschen hatte, kann es sehr

² Charles Péguy »Note Conjointe« (Paris 1935) 39.

³ »Geister, die um Christus ringen«, Kapitel 2.

⁴ Études, 5. Mai 1926, S. 275 ff.

⁵ »Note Conjointe«, S. 302. Er stand unter dem Eindruck der Indizierung Bergsons!

wohl sein, daß diese äußern Umstände ihn keinen Ausweg finden ließen. Wenigstens ist Jules Lebreton dieser Meinung⁶. Und schließlich lebte und starb Péguy für seine Zeitschrift, seine Cahiers de la Quinzaine, eine Folge umfangreicher Hefte, die er zum guten Teile selber schrieb oder einer der Freunde. Aber das war ein Kreis sehr verschiedenartiger Köpfe von sehr verschiedenartiger Weltanschauung, und so gut wie alle fernab der Kirche. Mußte Péguy nicht Rücksicht auf sie nehmen? Es war ein bitteres, schier auswegloses Ringen, das ihn jahrelang quälte und ihm manchen Freund aus beiden Lagern entfremdete.

Er hat seine Not zu Maria getragen. Bei seinen langen Gängen durch Paris hat er viel den Rosenkranz gebetet. Und als dann sein Junge krank wurde, da machte er die berühmte Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau von Chartres. Es war Hochsommer. Drei Tage lang marschierte er zu Fuß von seinem Laden aus nach Westen. Dann warf er sich der Mutter zu Füßen. Er bat nicht um die Genesung des Kindes (das weiß die Mutter schon so). Er sagte einfach: »Nimm sie (die Kinder)! Ich schenk' sie dir! Mach damit, was du willst! Ich kann die Last nicht mehr tragen. . . . Jetzt kehre ich um und stehle mich weg, sonst gibst du sie mir zurück. . . .« - »Und sie nahm die Kinder in ihre Obsole und Vormundschaft. (Nach soviel andern, mit soviel andern! Und hob sie auf für die Ewigkeit.)«⁷

Wie das alles ausgereift wäre, wissen wir nicht. Der Wirbelsturm des Krieges ließ keine Zeit mehr dazu. Schon am 5. September fällt Péguy. Wenige Tage vorher konnte er am heiligen Opfer teilnehmen. Und die Nacht vor seinem Tode hat er betend vor einem Bild der Mutter Gottes zugebracht, das er mit allen Blumen geschmückt hatte, deren er habhaft werden konnte.

Vierundzwanzig Jahre sind das her. Heute winden Mädchen auf Fahrt Blumen um sein Grab. Mehr noch: Charles Péguy ist von all den vielen toten Dichtern der große Lebendige geblieben. Wenn man junge französische Christen fragt, wer ihre geistigen Führer sind, dann wird man hören: Péguy und Claudel. Und weit über die christlichen Kreise hinaus steigt überall die Nachfrage nach seinen Büchern, die immer wieder aufgelegt werden müssen und die doch wahrhaftig nicht leicht und anlockend sind. Ja, es wird das Urteil von Ernst Robert Curtius wohl richtig sein, daß Péguy kein ganz großer Gestalter ist, daß er als Dichter nicht neben Claudel gestellt werden kann⁸.

Aber sein Werk ist die einzige Ausstrahlung eines Menschen; und dieser Mensch ist ein ganz einzigartiger Mensch, wie er einem Volk nur selten geschenkt wird. Brüderliches Menschentum ist ein erstes Element der Persönlichkeit Péguy. Daher auch sein lebensnahes Werk. Diese eigenartige Folge seiner dicken Cahiers, die man Gespräche mit dem Leben nennen könnte, Gespräche auf dem Markt der Polis mit den Besten dieser Polis - und die darum auch notwendig

⁶ Mündliche Mitteilung.

⁷ »Le Porche du Mystère de la seconde Vertu«, S. 60-70.

⁸ E. R. Curtius, Die liter. Wegbereiter des neuen Frankreich (Potsdam 1920) 223 ff. Dieses leider vergriffene Werk enthält das Treffendste, was in deutscher Sprache über Péguy als Dichter gesagt worden ist.

aus dem persönlichen Freundeskreis herauswachsen. Er nahm das Schreiben wie ein Handwerk in dem hohen und soliden Sinn der alten Zeit – und in der völligen Entfernung von Journalistik und moderner oder gar amerikanischer Reklame. Er hat eigentlich alles getan, damit seine Hefte nicht gelesen wurden: vom korrekten aber langweiligen, ablatlosen Druckbild bis zu seinem Sprachstil, der auf alles Geklingel verzichtet und in abschreckender Umständlichkeit daherzieht ... und bei aller Köstlichkeit auch an die Geduld seiner besten Freunde schon einmal Anforderungen stellt.

Er hat seinen Kreis als Kameradschaft verstanden und wollte den jungen Freunden nur älterer Bruder sein. Er liebte den Marsch auf der Landstraße und hielt seit der Tangeraffäre seine Soldatenausrüstung sorgfältig instand für den Krieg, den er schon damals kommen sah. Was den Kreis bei aller Verschiedenheit zusammenschmiedete, das war der Wille zur Wahrhaftigkeit im Denken, Schreiben und Leben. Sie fühlten sich an der Spitze der Jugend, die ins Zukunftsland vorstieß, und wußten doch, daß diese Zukunft keineswegs mit dem leichten und grundsatlosen Gerede der »Modischen« und »Modernen« und »Dekadenten« zu tun habe. ... Vielmehr war es, als wenn Wanderer nach langem Irrweg wieder auf die richtige Straße stoßen. Sie standen auf einmal wieder auf der Straße der Väter. Es ist in Gestalt und Gedanken bei Péguy ein starker Anklang an den Wandervogel, und man staunt, wenn man seine Bücher liest, wie klar sich die Fragen des Heute schon bei ihm finden, und wie sicher er im voraus die Antwort gibt.

»Die Menschheit wird die ersten lenkbaren Luftschiffe überholen, wie sie die ersten Lokomotiven überholt hat. Sie wird Herrn Santos=Dumont überholen, wie sie Stephenson überholt hat. Nach der Telephotographie wird sie die ganze Zeit Graphien und Skopien und Phonien erfinden, von denen die einen nicht weniger tele sein werden als die andern, und man wird in weniger als nichts die Erde umkreisen können. Aber es wird immer nur die zeitliche Erde sein. ... Und man sieht nicht, wie je irgend ein Mensch und irgend eine Menschheit in einer bestimmten Bedeutung, die die richtige ist, sich vernünftigerweise rühmen könnte, Platon überholt zu haben. Ich gehe weiter. Ich füge hinzu, daß ein gebildeter, ein wirklich gebildeter Mensch nicht versteht, nicht einmal sich vorstellen kann, was das wohl heißen könnte, wenn man behauptet, Platon überholt zu haben. Mit Platon ist es wie mit den andern. Wenn er nicht da wäre, wären sie gewiß nicht der, der ihn erfinden würde. ... In dieser Ordnung sind die Verluste unerfetzlich. Wenn Platon nicht gekommen wäre, nicht geboren wäre, nicht gesprochen hätte, einmal, wenn diese Stimme, wenn die Sprache, die man platonische und plotinische Philosophie nennt, einmal, dieses Mal, nicht erklingen wäre, überhaupt wenn das Volk und die Rasse, die Menschen und die Götter, wenn das antike Hellas selbst nicht geboren wäre, einmal, wenn es nicht in die Welt gekommen wäre, dieses Mal, wenn diese Sprache nicht erklingen wäre in der Geschichte der Welt, wenn der Tritt dieser Rasse und das Hallen dieses Schritts nicht erklingen wäre auf dem Pflaster der Welt, wenn das

antike Griechenland nicht ein für allemal das antike Wort ausgesprochen hätte, mit welchen elenden Mixturen, mit welchen ärmlichen, vielleicht wahrhaft wissenschaftlichen Kombinationen hätte einer irgend etwas dieser wunderbaren Erfindung Vergleichbares machen können.«⁹

Hier steht ein Beispiel, um eine ganze Haltung zu treffen. Und doch sind diese Worte zugleich auch ein Bekenntnis zur antiken Kultur als Substrat der romanischen und schlechthin der abendländischen. Péguy beschränkte sich bewußt auf die französische Literatur (d. h. die klassische) und die antike. Sein Menschentum war humanistisch, aber in dem tiefen, abendländischen Sinn, der es weder zum Französischen noch zum Christlichen noch zum lebendig Neuen hin abspernte.

Ein Humanismus, der ihm nichts nimmt von seiner Bauernnatur, auf die er stolz war. Er fühlte sich als zum Volk gehörig. Wenn seine Mutter mit derselben Hand die Bettstühle von Saint-Aignan flichte, mit der die Steinmetzen des Mittelalters jede Einzelheit ihrer Kathedralen in vollendeter Werkarbeit und Wertarbeit fügten, dann sollte sein Schreiben denselben Stempel tragen. Wie hat er die treue Arbeit der Väter, die Arbeit rein aus Freude am Werk besungen! Und das war es auch, was er für seinen »Sozialismus« gehalten hatte. Seine Sprache ist die des umständlich erzählenden Landmannes. Seine Sprache ist wie der Pflug, der sich mühsam Zeile um Zeile durch den Acker gräbt. Sie ist wie das Branden einer Litanei. Sie ist eine wahre Schule der Meditation. Ein Verweilen und in=die=Hand=nehmen, ein Auseinander=blättern und nimmermüdes Umkreisen, so sehr, daß tatsächlich oft keine geballte und überschaubare Gesamtform mehr sichtbar wird. Aber das Erlebnis wird von einer gewaltigen Tiefe, und die Dinge selber wachen auf zu neuer Ursprünglichkeit. . . . Man müßte Proben geben, aber um wirklich Péguy zu sein, müßten es Seiten und Seiten werden, denn der breite Wurf seiner Falten und das langsame, langsame Anwachsen seiner Melodie geht in keinen Auschnitt ein.

Aus dem Geheimnis der Liebe der Jungfrau von Orléans. Ein Gebet. - Johanna - (lange Stille).

»Mein Gott, mein Gott, was geht nur vor?

Zu allen Zeiten, ach, zu allen Zeiten hat es Unheil gegeben. Seit vierzig Jahren aber geht's dauernd dem Abgrund zu. Was ist das nur o Gott, was ist das nur? Früher, da konnte so mancher sich retten, so mancher der Gefahr entgehen. Jetzt aber, o Gott, wer könnte sagen, daß auch nur einer davonkäme, daß auch nur einige wenige der Gefahr entrannen? Früher, ach, war es die Erde, die auf die Hölle vorbereitete. Heute ist dem nicht mehr so. Nicht mehr die Erde bereitet auf die Hölle vor, die Hölle selber überflutet jetzt die Erde. Was ist denn nur, o Gott, was hat sich denn geändert? Was ist denn nur anders jetzt als früher? Was hast du mit deinem Volke gemacht? Mit deinem christlichen

⁹ Übersetzung bei Curtius a. a. O. S. 236. - Die Feststellung von Gr. Heinrich im »Gral«, Mai 1931, daß aus dem 15 Bände starken Werk Péguy's noch nichts ins Deutsche übertragen wurde, besteht leider auch heute praktisch noch zu Recht. Aber eine Übertragung der wichtigsten Werke ist in Vorbereitung.

Volke? Solltest du deinen Sohn vergeblich gefandt haben? Und sollte Jesus, dein Sohn, der für uns gestorben ist, vergeblich sein Leben für uns dahingegeben haben? Solltest du wirklich das große Leid, von dem Frankreich heimgefucht wird, nicht wegnehmen wollen? - (Stille.) -

Jesus, Jesus! Einst, auf einem Berge jenes Landes dort, hattest du Mitleid mit deinem Volke. Und weintest über es. Es hungerte, und um es zu sättigen, um seinen leiblichen Hunger zu stillen, um seinen körperlichen Hunger zu befriedigen, vermehrtest du die Brote und die Fische.

Jesus, Jesus, Jesus! Auch heute hungert dein Volk: Und du sättigst es nicht! Auch heute in diesem Lande hier, hungert dein Volk: In deinem Lothringen, dem christlichen, in deinem christlichen Frankreich! Deine Christenheit, dein christliches Volk hat Hunger. Es fehlt an allem. Am leiblichen Brote. Am Brote des Geistes. Und um es zu sättigen, um seinen zweifachen Hunger zu stillen, um ihm Brot zu geben für den Leib und Brot für die Seele - solltest du dazu wirklich nicht mehr unter uns sein? Solltest du keine Wunder mehr wirken wollen - nicht mehr vermehren wollen die gedörrten Fische und die Brote? Und wirst du nicht mehr weinen über deine Kinder? - (Stille - in Verzückung.) -

Glücklich, die ihn in seinem Lande umherwandern sahen! Glücklich, die ihn sahen über diese Erde schreiten, die ihn wandeln sahen über den zeitlichen See! Glücklich, die bei der Auferweckung des Lazarus zugegen waren: Wenn man bedenkt, o Gott, wenn man bedenkt, daß dies nur einmal geschehen ist! Wenn ich denke, daß er ein Mensch war wie alle andern! Ein gewöhnlicher Mensch! Genau wie alle andern. Er wanderte die Straßen entlang, wie ein gewöhnlicher Mensch. Seine Füße schritten über die Erde, und er stieg die Pfade der Hügel hinan!

Jerusalem, Jerusalem, du bist gebenedeiter als Rom! Fürwahr, fürwahr, Jerusalem, du bist beglückter, begünstigter! Ein Mensch wie die andern! Und du, Nazareth, du kleine Stadt in Judäa, glücklicher bist du als Reims und St. Denis!¹⁰

Und nun ist das Thema nicht etwa zu Ende, sondern es hebt erst an, und das Frankreich der Christenheit hat kaum Kirchen und Heilige genug, um für Seiten und Seiten weitere Variationen des einen verzückten Gedankens zu liefern: »und du Bethlehem ...«

Und zugleich ist es wie eine fromme List: er zieht alles in sein Frankreich hinüber, und ganz Frankreich geht in seine Dichtung ein¹¹. Er hat nichts anderes gekannt. Er ist fozusagen nie über sein petit pays hinausgekommen: über Paris, Ile de France und die Loire. Aber dieses Stück Erde hatte er wirklich angeschaut, da kannte er wie der Bauer jeden Stein und jede Scholle. Wie soll

¹⁰ Übersetzung aus »Wege nach Orplid«, 8. Bändchen, S. 27 f.

¹¹ Die folgende Darstellung Péguy's als französischen und christlichen Dichters geht im wesentlichen auf die beiden Vorträge zurück, die P. Paul Doncoeur S. J. im Januar 1938 in Berlin gehalten hat.

man das vom Auto aus kennen! Darum liebte er so leidenschaftlich den Marsch auf der Landstraße. – Er hat Paris gekannt und erlebt und in sich hineingenommen wie selten einer: Paris, Hauptstadt des Königreiches, Paris, Leuchtturm über dunstigem Meer, Paris der Revolution und Paris der Heiligen, Stadt der unendlichen Vergangenheit. Paris, capitale temporelle, Paris, capitale intellectuelle, Paris, capitale spirituelle. . . . Aber ihm war die einzige Stadt, was sie den wenigsten zu sein vermag: pays, Heimat. Und dann das Land um Paris herum, zumal La Beauce, die Landschaft von Chartres, die sich weit und flach und monoton erstreckt. Seine Sprache wird, wenn er davon redet, der weiten Ebene nachgeformt. Wenn er das Land Unserer Lieben Frau von Chartres darbringt:

»Stern der Meere, schau den Teppich schwer
Und den Wogengang der Weizenfelder
Und den Schaum, der auf den Kämmen läuft,
Und die Speicher, die uns überfließen.
Deinen Augen liegt es ausgebreitet
Wie ein Mantel, der sich endlos dehnt.
Deine Stimme liegt auf diesen Weiten. . . .
Und die fernen Freunde gehen mit,
Und das Herz ist leer von allen Dingen.«¹²

Und wie hat er die Loire geliebt, den Fluß, der nicht nur königlich ist, sondern König, und unnachahmbar seine Schleife zieht.

Mehr braucht er nicht, um in sein Land und die Menschen seines Volkes tief hineinzuwurzeln, in das Volk der Bauern und Rebleute. In den peuple d'ancien France! Er ist stolz, daß seine Großmutter nicht lesen konnte. Seine Kindheit kannte noch den Pulschlag eines Frankreich, das ihm nun versunken scheint. Damals gab es noch »Volk«, und er hat darüber Seiten geschrieben, von einer Verklärung, wie sie nie vor einem Geschichtler bestehen werden, und die doch den wahren und strahlenden Kern aus der geschichtlichen Hülle loslösen. Damals gab es Kultur und Freude und Ehrfurcht, und alle Arbeit war Gebet. Wie sind wir davon herabgestürzt! Wie tief steht heute der bourgeois unter dem, was damals ein Bauer und Werkmann an Kultur des Geistes und der Seele besaß.

Aber die Werte eines Volkes können versinken und liegen doch in feiner Tiefen neu bereit. Es ist durchaus nicht an dem, daß Péguy nicht mehr an französische Zukunft glaubt. Dann hätte all sein Schaffen keinen Sinn gehabt.

Gott Vater spricht (Péguy läßt so gern Gott Vater sprechen, und der Herrgott gehörte auch längst, so scherzte er, zu den Lesern der Cahiers):

»Volk, die Völker der Erde nennen dich leicht,
Weil du ein promptes Volk bist.
Die pharisäischen Völker nennen dich leicht,
Weil du ein schnelles Volk bist. . . .

¹² »La Tapisserie de Notre-Dame«.

Aber, ich habe dich gewogen, spricht Gott, und habe dich gar nicht zu leicht erfunden.

Du Volk, das die Kathedrale erfand, ich habe dich nicht zu leicht befunden an Glauben.

Du Volk, das den Kreuzzug erfand, ich habe dich nicht zu leicht befunden an Liebe.

Und was die Hoffnung angeht, sprechen wir nicht davon, – nur für sie gibt es welche.

Solcherart sind meine Franzosen, spricht Gott. Sie sind nicht ohne Fehler. Weit gefehlt! Sie haben mehr Fehler als die andern. Aber mit all ihren Fehlern sind sie mir noch lieber als all die andern mit ihren – wenn man so sagen soll – weniger Fehlern.«¹³

Das ist Péguy, und man muß den feinen Humor empfinden, der bei solchen Sätzen um sein unübersehbliches Französisch spielt. Wenn er Gott gar sagen läßt: »C'est embêtant, dit Dieu. Quand il n'y aura plus ces Français, – il y a des choses que je fais, – il n'y aura plus personne pour les comprendre.« Das ist gar nicht die geringste Freude, die seine Bücher schenken, daß man mit ihm schmunzeln und lachen muß. Auch er ist ein den Tagesereignissen naher Kampfschriftsteller. Aber doch viel reifer und gütiger als der wütige Léon Bloy. Viel humanistischer wirklich. Viel heiterer und gelöster und sachlicher.

Und nun, wo das Bild dieses Menschen vor uns zu erstehen beginnt, dieses Wanderers, um dessen Schultern die Weite des Marsches weht, und dessen Füße bauernhaft sicher auf der Erde stehen, dieses glühenden Kämpfers und unbestechlichen Richters, dieses geborenen Führers einer neuen Jugend in einer Zeit, die so am Ende ist wie 1900, – nun ahnen wir, was es hieß, als dieser Mann sich als Vorkämpfer des Christentums bekannte. Als er zur Christenheit zurückfindet, aber in welcher Fülle und Kraft! Das war nicht ein verdünnter, schwächter und enger Katholizismus. Und vor allem kein seiner menschlichen Substanz entleerter, kein abstrakter, sondern ein »catholicisme paysan«. Ein Katholizismus der Fülle und Totalität, so daß ihn die jungen Menschen als eine Trunkenheit empfanden und als Befreiung begrüßten.

Denn wir denken nicht genug daran, wie verschüchtert und verschämt die französischen Katholiken unter der Dritten Republik geworden waren. Man hatte soviel gegen den Glauben geschrieben. Die geistigen und politischen Mächte hatten den Gläubigen alles genommen, einschließlich der Ehre. So versteckten sie sich und fühlten sich als Besiegte. Da kam Péguy. Der fürchtete sich nicht. Nicht vor den Professoren – er hatte gelernt sie zu durchschauen. Nicht vor den Sozialisten – er war selber einer der ihnen gewesen – er ließ sich durch Masken nicht täuschen. Er kam aus der Weite und rief: »Platz für uns in der Polis – und im Reich des Geistes!« Das mußte wie eine Befreiung wirken.

Der katholische Glaube ist bei Péguy keine Flucht vor dem Leben, kein Herab-

¹³ »Le Mystère des Saints Innocents«, S. 105 f.

setzen der Natur. Im Gegenteil, in ihm allein wird (wie bei Claudel) der ganze Kosmos bejaht, die gesamte Natur für die Gnadenwirklichkeit bereitgestellt und zu einer noch größeren Herrlichkeit, als sie aus sich wäre. Wenn wir sagten, daß Péguy ein Dichter des Menschlichen ist, dann ist er im Christlichen ein Dichter der Menschwerdung. Die Natur ist nicht gemindert, sondern unerhört geadelt und bereichert worden dadurch, daß Christus unser Bruder wurde. Es ist Täuschung, sagt er, wenn einer glaubt, er komme dadurch höher hinauf, daß er die Welt herunterstößt. Wer wirklich aufsteigen will, läßt die Welt, wo sie ist, und beginnt von ihr aus seinen Aufstieg. Das erst ist absolute Bewegung, das andere relative und nur scheinbarer Höhengewinn. Aber solche Verrechnung ist der schlimme und grundlegende Rechenfehler der falschen Frommen.

»Weil sie nicht die Kraft (und die Gnade) haben, der Natur anzugehören, meinen sie schon, sie gehörten der Gnade an.

Weil sie nicht den Mut dieser Erde besitzen, meinen sie schon, sie seien in die Tiefen des Ewigen eingedrungen.

Weil sie nicht den Mut haben, in der Welt ihren Mann zu stellen, wännen sie schon, Gottes zu sein. . . .

Weil sie nicht den Mut haben, sich unter den Menschen auf eine Seite zu schlagen, glauben sie auf Gottes Seite zu stehen. . . .

Weil sie niemanden lieben, glauben sie, sie liebten Gott.

Jesus Christus aber hat den Menschen angehört.«¹⁴

Das ist groß gesehene Theologie: die Hineinnahme der Erdenwirklichkeit in die Erlösung. Hier steht Péguy gegen Pascal, der die Natur herabsetzt. Péguy packt die runde und volle Wirklichkeit und unterwirft sie der Gnade. In all seinen Büchern ist das so, in seinen Dichtungen und Streitschriften. Immer sieht er den Menschen positiv. Steht er aufseiten der Gesundheit. Er meint, aus einer heidnischen Seele läßt sich eine christliche machen, aber aus einer farblosen läßt sich überhaupt gar nichts machen. Darum haßt er die »Modernen« so, weil sie keine Seele haben. Die Antike dagegen mußte sehr wohl, was Seele ist.

Er hat eine Eva=Dichtung geschrieben, die man in ihrem weiten theologischen und kosmischen Wurf der Divina Commedia verglichen hat. Er hat die Freiheit des Menschen gekannt (darum liebt Gott das Gebet des freien und aufrechten Frankenkönigs Ludwig so sehr), aber er hat über das Menschenwirken die Gnade, und die theologischen Tugenden über die sittlichen gestellt. Das ist sein Jubel im »Mysterium der Unschuldigen Kinder«, daß diese kleinen Kindlein ohne bewußtes religiöses Leben aus freier Erwählung Gottes den größten Heiligen den Rang ablaufen. Man hat ihn den »Freischärler Christi« genannt und er sich selbst den »guten Sünder«. Aber seine Dichtung ist rein. Sie ist quellfrisch in dem doppelten Sinn, daß sie lauter und klar ist und daß sie eine schöpferische Frische hat, die man nicht durch Beschreibung vermitteln kann.

¹⁴ »Note Conjointe«, S. 173 ff.

Er hat die Christenheit entdeckt und in ihr Johanna. Und eine Gestalt noch, die er wohl über alle geliebt hat: (und die das Knospenhafte seiner eigenen Lebendigkeit in sich trägt): die Hoffnung.

»Ich bin, spricht Gott, der Herr der Drei Tugenden.
Die Tugend des Glaubens ist eine treue Gattin.
Die Liebe ist eine Mutter voll feurigen Eifers.
Aber die Hoffnung ist ein kleines Mädchen
.... jeden Morgen sagt sie: Guten Tag!«¹⁵

Heiliges Frauentum von gestern und morgen

Von Oda Schneider.

I.

Heiligkeit ist feinste Horchsamkeit und Folgsamkeit auf Gottes Gnadenruf. »Aus dem Tiefsten kommende Gottwendigkeit« sagt Daniel Feuling so schön in seiner Glaubenslehre¹. Nicht der ist heilig, der ein sich selbst gesetztes Ziel, es sei denn das der haargenauen Erfüllung göttlichen Willens, mit Anspannung aller Kräfte erreicht, sondern der »Gottgelehrte«, docibilis Dei (Joh. 6, 45). Ist aber die Heiligung eine so persönliche, ja, die allerpersönlichste Angelegenheit, fallweise zu erlauschen und zu erleiden, können wir dann einer Gesamtheit, wie es das Frauentum ist, die klare Norm, die gültige Richtschnur für Weg und Ziel der Heiligung aufzeigen?

Gott hat uns nicht beziehungslos als Einzelwesen erschaffen, sondern in Gemeinschaften gestellt. Die gewaltige Wirklichkeit des Corpus Christi mysticum ergreift den Getauften so stark, daß er außerhalb des Kräftekreislaufts dieser Gemeinschaft gar nicht leben kann. Wenn Gott nun die Menschheit differenziert in Mannheit und Fraueheit, so differenziert er auch die Aufgaben der beiden Hälften. Die individuelle Einzelaufgabe steht im Rahmen einer Gesamtaufgabe des Geschlechtes, und diese wieder im Rahmen einer Gesamtaufgabe der Menschheit. Das feine Lauschen des einzelnen nach Gottes Ruf wird unvermeidlich zu einem Gemeinschaftshorchen und aus der Gottwendigkeit der einzelnen Seele ergibt sich die Gottwendigkeit der Gemeinschaftskreise. Organische Lebensverbundenheit des einzelnen mit der Gemeinschaft bringt ein gegenseitiges Stärken und Fördern mit sich. Die gesunde Zelle ist dem Körper zum Heil und in der Kraft des Körpers wächst die gesunde Zelle und heilt sich die kranke aus.

Streben wir nach der Heranbildung heiliger Frauen, so müssen wir die Frage nach heiligem Frauentum stellen und die Absichten Gottes für die Gesamtheit zu

¹⁵ »Le Mystère des Saints Innocents«, S. 11f.

¹ Verlegt bei Otto Müller, Salzburg-Innsbruck-Leipzig.